

# Negativsprachen aus soziologischer Sicht\*

Dirk Baecker  
Zeppelin University

## I.

Im folgenden Beitrag geht es nicht um das Nichts, sondern um das Nicht. Es geht nicht um das Substantiv "Nichts", sondern um die Partikel "nicht", das heißt nicht um eine mit dem Wort "Nichts" eventuell bezeichnete Sache, sondern um eine Form der Modalisierung von Sätzen und Sachverhalten, die nicht etwa nichts, sondern etwas aussagt (Helbig 1994: 179 ff.). Wir laden nicht dazu ein, über nichts nachzudenken, sondern wir laden dazu ein, über Negationen nachzudenken. Wir halten uns an Vorgänge nicht außerhalb, sondern innerhalb der Welt.

Mit diesem grammatikalischen Hinweis zu beginnen, soll jedoch nicht heißen, dass wir uns auf die Ebene der Sprache flüchten, um allenfalls dort, nicht aber in der Sache ein Nicht zu vermuten. Wir haben keinen Grund, Hinweise auf die Sache der Sprache, die selbst bereits eine Sache des Umgangs mit Dingen, mit der Zeit und mit dem Sozialen ist, nicht auch als Hinweise auf anderen Sachen ernst zu nehmen. Wir teilen, mit anderen Worten, zunächst einmal nicht die Annahme, dass erst mit der menschlichen Sprache die Negation in die Welt kommt (Burke 1969: 294 ff.), so wenig es in Abrede zu stellen ist, dass erst mit dieser Sprache Negativität zum "Drama", das heißt adressierbar, reflektierbar und möglicherweise auch limitierbar wird (Burke 1952/53). Wir teilen diese Annahme, wenn man so will, aus Prinzip nicht. Denn sie verurteilt die Wirklichkeit außerhalb der menschlichen Sprache zu einer Positivität, die möglicherweise ontologisch beruhigend ist, aber vermutlich nicht mit Fragestellungen kompatibel ist, die sich auch in der Physik (und in der Chemie) in dem Moment stellen, in dem negentropische Prozesse in der Thermodynamik und Kohärenz herstellende Prozesse in der Quantenmechanik beobachtet werden können. In dem Moment, in dem mindestens distinkte, möglicherweise jedoch auch selektive, wenn nicht sogar private Vorgänge in der Natur beobachtet werden können, hat man es mit Negationen auch in der Sache und nicht nur in der Sprache zu tun.

Wir halten es im Zweifel demnach eher mit dem historischen Materialismus als mit dem Idealismus und in diesem Punkt des Postulats eines nicht nur positiven, sondern auch negativen Prinzips eher mit der Theologie als mit der Philosophie. Mit dem historischen

---

\* Beitrag zur Tagung "Das Nichts als Gegenstand der Literatur- und Kulturwissenschaften", interdisziplinäre Tagung an der Hebräischen Universität Jerusalem, 11.-12. April 2010.

Materialismus gehen wir vom Widerspruch in der Sache aus, auch wenn wir dessen immer noch an der Kosmologie und Ontologie Alteuropas verpflichtete Annahme nicht übernehmen, dass alle Dialektik auf Versöhnung zielt (siehe nur Sohn-Rethel 1972; Oetzel 1978). Und mit der Theologie gehen wir davon aus, dass ohne die Gegenüberstellung von positivem und negativem Prinzip – man müsste "gut" und "böse" moralfrei denken können – von Freiheit der Entscheidung nicht die Rede sein könnte, was immerhin voraussetzt, dass das Nicht in jedem Moment als wählbar beziehungsweise, schärfer noch, die Wahl als unentscheidbar gilt (Schelling 1964; von Foerster 1993).

Es geht uns im Folgenden eher um Negationen als um Negativität, eher um Operationen im Wirklichen als um eine Position außerhalb des Wirklichen, von der aus gesehen alles Nichts wäre. Wir versuchen, Kontakt zur Begriffstradition zu halten (siehe nur Weinrich 1975), verfolgen jedoch eine zugleich streng empirische, ja positivistische Zielsetzung. Wir fragen nach einer Soziologie der Negation, genauer: nach soziologischen Hinweisen auf gesellschaftliche Positionen, die das, was man dann Negativität nennen mag (aber aus welchem Blickwinkel?), in konkrete Handlungen und Kommunikationen umsetzen.

Wir greifen damit einen Hinweis auf, den Gotthard Günther in seinem Spätwerk gegeben hat, als er darauf aufmerksam machte, dass die klassisch griechische Ontologie Europas nur Positivsprachen kennt, das heißt das Nein nur zur Bezeichnung des Irrtums verwendet, während es spätestens mit dem Auftauchen der transklassischen Maschinen der Kybernetik zweiter Ordnung, das heißt selbstorganisierenden und selbstbeobachtenden Maschinen erforderlich wird, auch mit Negativsprachen zu rechnen, die nicht nur wahr und falsch unterscheiden, sondern innerhalb von Reflexionsgeschichten auch zählen und Werte auswechseln können (Günther 1980a, 1980b). Günther ging es darum, sich neben der Weltgeschichte der Kognition auch eine Weltgeschichte der Volition vorstellen zu können. Seine mehrwertige Logik, seine Kenogrammatik und Morphogrammatik zielen auf eine transklassische Maschine und vermutlich hätte er eine solche auch gerne konstruiert (siehe vor allem Günther 1979, aber auch 1963 und 2000).

## II.

Der Begriff der Negativsprache verweist auf Vorläufer in buddhistischen und jüdischen Weisheitslehren (Yoga, Kabbala) und greift Anregungen der Dialektik Hegels auf, Negativität nicht nur als Opposition, sondern als Reflexivität zu verstehen und diese Reflexivität nicht nur als Widerspiegelung Desselben, sondern als Iterationen in der

Endlosigkeit (nicht: Unendlichkeit) des Wirklichen zu beschreiben (Günther 1980a: 284 ff.; und vgl. Luhmann 1975; Baecker 1996a).

Doch so stark und attraktiv dieser Gedanke einer operativen Negativität ist, so selten wurde er bislang aufgegriffen und empirisch nachgewiesen. Abgesehen von der bereits genannten Theologie, verstanden als Lehre von der Wirklichkeit Gottes, finden sich Überlegungen zu einer operativen Negativität nur in der Ästhetik, in der Linguistik und in der Psychoanalyse. Die Ästhetik denkt die Kunst als Negation der Gesellschaft, ohne dass dies bislang zu Rückfragen geführt hätte, wie dies denn innerhalb einer Gesellschaft möglich ist, die von der Kunst paradoxerweise mit mimetischen Akten konfrontiert wird, an denen nicht wiederzuerkennen ist, was möglicherweise gemeint ist (Adorno 1970; Menke 1991; Luhmann 1986). Worauf zielt, wenn sie auf etwas zielt, die Negativsprache der Kunst? Die Linguistik konzipiert die Sprache als ein synchrones System auf einer diachronen Zeitachse, das Zeichen reproduziert, die sich aus negativ, weil differentiell gedachten Elementen (*signifié* und *signifiant*) zusammensetzen, die erst in der Kombination positiv sind: "Dans la langue il n'y a que des différences sans termes positifs" (de Saussure 1972: 166; Lotman 2010). Und die Psychoanalyse denkt die Wahrnehmungen des Bewusstseins als konstituiert durch Akte der Verdrängung, deren Aufhebung nicht etwa dazu führt, dass alles positiv wird, sondern dazu, dass die Verneinung als konstitutiv begriffen wird (Freud 1992; Lacan 1966).

Vom Lachen über das Leben bis zur Sprache ist schon so ziemlich alles, was positiv unverzichtbar ist, auch bereits als negativ gedacht worden (Kant 1968; Valéry 1973, Bd. 2: 749 f.; Agamben 2007). Man unterscheidet aktive, ablehnende, und passive, erschließende Negation (Elster 1985). Man kennt die Askese als positive Form einer nie ganz perfekten Enthaltensamkeit (Macho 2007). Und man bewundert die buddhistische Logik im Hinblick auf ihre Fähigkeit, verschiedene Formen der Negation zu unterscheiden, die es erlauben, mehrwertige Reflexionsverhältnisse nicht nur zu erschließen, sondern sich auch in ihnen zu bewegen (Varga von Kibéd 1990; ders./Sparrer 2000: 77 ff.). Aber trotz der Anregung von Günther fehlt es bisher an Versuchen, die Idee der Negativsprache positiv aufzugreifen und systematisch danach zu suchen, ob und von wem sie gesprochen werden.

Freilich handelt es sich dabei um ein umfangreiches Forschungsprogramm, das wir hier nicht einlösen können. Wir konzentrieren uns auf drei Aspekte. Erstens versuchen wir, Günthers Konzept der Negativsprache so zu formulieren, dass man weiß, wonach man suchen muss, wenn man untersuchen möchte, ob und von wem sie gesprochen werden (Abschnitt III). Zweitens überprüfen wir neben einigen Bemerkungen zum Fall des Lachens die beiden Fälle von Negativsprachen, zu denen soziologisch verwertbare Forschung vorliegt, im Hinblick auf dieses Konzept. Dabei handelt es sich um die bereits genannte Kunst und um die

doppelte Buchführung, den vielleicht ersten Fall einer Schrift gewordenen Reintegration von Positiv- und Negativsprache (Abschnitt IV). Andere Fälle wie die der Sprache im Allgemeinen und des Bewusstseins müssen wir der Linguistik und der Psychoanalyse und Psychologie überlassen. Und drittens entwerfen wir eine Suchstrategie, um weitere Fälle möglicher Negativsprachen identifizieren und analysieren zu können (Abschnitt V). Abschließend wenden wir uns der Wissenschaft zu, die durch den Nachweis möglicher Aspekte einer Negativsprache in ihrer eigenen Methodologie nicht unwesentlich in ihrem Selbstverständnis und ihrer Wissenschaftstheorie gefährdet, jedoch in ihrer Praxis gestärkt wird (Abschnitt VI). Die Gefährdung resultiert daraus, dass die Wissenschaft das soziale System schlechthin ist, das sich als exklusive Veranstaltung einer Positivsprache versteht und vermutlich auch nur in dieser Form so erfolgreich gesellschaftlich ausdifferenzieren konnte. Die Stärkung der wissenschaftlichen Praxis ergibt sich daraus, dass die Anreicherung mit Aspekten einer Negativsprache dem näher kommt, was Wissenschaftler realiter als Forschung betreiben, die mehr mit der Herstellung von Phänomenen, der Sicherstellung ihrer empirischen Erfahrbarkeit zu tun hat, als es einer positivistischen Wissenschaftstheorie Recht sein kann. Nicht zuletzt wird Wissenschaft dann auch wieder präziser kritisierbar. Denn wenn Aspekte von Negativsprachen integriert werden, kann man genauer als bisher sehen und auch sagen, dass Wissenschaft eben nicht nur Welt und Wirklichkeit objektiv erlebt, sondern gleichzeitig aktiv und durchaus subjektiv in diese Welt und in diese Wirklichkeit handelnd und sie verändernd eingreift. Die handelnde Subjektivität von Wissenschaft liegt für den externen Beobachter, der eine gesellschaftliche Position einnimmt, immer schon auf der Hand. Doch es fällt der Wissenschaft schwer, sich dieser Subjektivität positiv zu stellen und sie als Teil, wenn nicht als Voraussetzung einer durchaus technischen Zurichtung von Welt und Wirklichkeit zu begreifen.

### III.

Das Konzept einer notwendigen Ergänzung von Positivsprachen durch Negativsprachen, so Günther mit Verweis auf Heidegger (Günther 1980a: 284 f.), reagiert auf die von Friedrich Nietzsche konstatierte Weltanschauung eines europäischen Nihilismus, die aus dem Verlust aller absoluten Werte im 19. Jahrhundert (wenn man dafür nicht die Moderne seit der Einführung des Buchdrucks insgesamt verantwortlich machen möchte), die Konsequenz zieht, die Welt sei wertlos, alles habe keinen Sinn (Nietzsche 1964: 1. Buch).

Nietzsche lässt keinen Zweifel daran, wem dieser Nihilismus zu verdanken ist, nämlich zum einen dem "Untergang der *moralischen* Weltauslegung, die keine Sanktion mehr hat,

nachdem sie versucht hat, sich in eine Jenseitigkeit zu flüchten" (ebd.: 7), und zum anderen dem "Sieg der wissenschaftlichen Methode über die Wissenschaft", das heißt der "stillen, vorsichtigen und mißtrauischen" Beobachtung, die alle moralischen Werte, vor allem Zweck, Einheit und Sein, aus der Welt wieder herauszieht, die die Menschheit in sie hineinfingiert hat (ebd.: 15), über einen "ästhetischen Geschmack", der an der Wissenschaft bislang nur die "pittoresken" Wahrheiten zu schätzen gewusst hat (ebd.: 329 f.). Der Verlust der Sanktion korreliert dem Übergang von der antiken zur modernen Gesellschaft und damit dem Übergang von der Kosmologie und Teleologie einer hierarchischen Weltauslegung zur Kontingenz und Dynamik einer heterarchischen Weltauslegung (Luhmann 1980, 1992). Und der Sieg der Methode korreliert einer wissenschaftlichen Skepsis, die gelernt hat, den Glauben an den Kausalnexus als Aberglaube zu durchschauen (Wittgenstein 1963: Nr. 5.1361), und nicht zuletzt dank Neurophysiologie, Psychologie und Soziologie immer genauer sieht, dass und wie "zwischen zwei Gedanken (...) noch alle möglichen Affekte ihr Spiel (spielen)" (Nietzsche 1964: 332).

Nietzsche warnt jedoch davor, den Nihilismus als Endzustand zu betrachten. Tatsächlich sei er nur ein "pathologischer Zwischenzustand": "pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf *gar keinen Sinn*" (ebd.: 16), so sehr andererseits "die *Leugnung* einer wahrhaften Welt, eines Seins, eine *göttliche Denkweise*" sei (ebd.: 17). Ein "Nein-tun" jedenfalls, eine Art "europäischer Buddhismus" (ebd.: 47) sei jetzt nicht das, worum es geht.

Aber worum geht es dann? Wenn Zweck, Einheit und Sein aus der Welt herausgezogen werden, nachdem eine antike Gesellschaft sie in sie hineinfingiert hat, die mit "Philosophie" im Allgemeinen und "Metaphysik" im Besonderen auf jenes Drama der Einführung einer Schrift reagiert hat (Havelock 1963; Derrida 2004), die dazu zwang, nicht nur synchrone Anwesenheiten, abgesichert in einer Art ewiger Wiederkehr des Gleichen, sondern auch diachrone Abwesenheiten, Effekte langfristiger Kalküle in Rechnung zu stellen, die durch keinen Zugriff der Stammesältesten auf die jeweilige Gegenwart mehr kontrolliert werden konnten: was in der Tat bleibt dann noch übrig? Man kann versuchen, die Kontingenz und Dynamik der modernen Gesellschaft zu beschreiben, die mit der Einführung des Buchdrucks an die Stelle der antiken Gesellschaft getreten ist und die Ordnungsfiguren Zweck, Einheit und Sein durch die Ordnungsfiguren System, Differenz und Evolution ersetzt hat. Das ist, im Anschluss an viele Versuche von Auguste Comte bis zu Talcott Parsons vermutlich erst Niklas Luhmann wirklich gelungen (Luhmann 1997). Man kann aber auch, und dies ist der Vorschlag von Martin Heidegger, das Sein durchstreichen: "~~Sein~~", und darüber nachdenken, was es mit jenen Linien auf sich hat, die man benötigt, um etwas durchzustreichen, was

dennoch sichtbar bleibt (Heidegger 1959). Sicherlich verändern die Linien den Status dessen, was sie durchstreichen. Sie verweisen darüber hinaus auf jemanden, der die Streichung glaubt vornehmen zu können. Und sie sind ein Beitrag zur Seinsgeschichte, die damit zugleich beendet und neu eröffnet wird.

Das Zeichen der Durchkreuzung, schreibt Heidegger, ist "kein bloß negatives Zeichen der Durchkreuzung. Es zeigt vielmehr in die vier Gegenden des Gevierts [nämlich Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen, Anm. db] und deren Versammlung im Ort der Durchkreuzung" (ebd.: 31).

Dieses Zeichen der Durchkreuzung, so wird man annehmen dürfen, interessiert Günther. In ihm kommt jene "unendliche Iterierbarkeit der Negativität" zum Ausdruck, die Heideggers Nichts mit Hegels zweiter Negation gemeinsam hat (Günther 1980a: 285) und die einstweilen unlesbar den Nachweis enthält, dass jedes ausgesagte  $p$  nicht nur einfach positiv bestimmt, sondern zugleich auch das Ergebnis einer Reflexionsgeschichte ist (ebd.: 289). Mit "unendlicher Iterierbarkeit der Negativität" ist hier der Vollzug einer Bestimmung gemeint, der die "vier Gegenden des Gevierts" abschreitet, indem die Linie, die das Sein durchkreuzt, beschriftet wird, und die dieses Abschreiten im Hinblick auf die Versammlung und als diese Versammlung betreibt. Negativität meint Reflexion im Modus des wechselnden, eben abschreitenden Aus- und Einklammers. Vermutlich ist die Linie nichts anderes als die Klammer selber, die auf ihren beiden Seiten informativ ist, einmal als Hinweis auf das, was eingeklammert ist,  $\{m\}$ , und einmal als Hinweis auf das, was ausgeklammert ist,  $\{ \} n$ , (und allgemein: als Hinweis darauf, dass etwas ausgeklammert ist,  $\{ \}$ ).

Vier wesentliche und miteinander zusammenhängende Merkmale eines möglichen Konzepts einer Negativsprache gewinnt Günther aus seiner Heideggerlektüre.

Erstens gewinnt er aus der Operation eines Durchstreichens des Seins, verstanden als Hinweis auf die Reflexivität der Negativität, eine weitere Begründung des von ihm so oder so für erforderlich gehaltenen Schritts von einer zweiwertigen zu einer *mehrwertigen Logik*. Solange man es nur mit dem Denken des Seins zu tun hat, wie es die Tradition der aristotelischen Philosophie verstanden hat, genügen zwei Werte auf der Seite des Denkens, *wahr* und *falsch*, zur Bestimmung eines einwertigen, mit sich identischen Seins. Wird dieses Sein jedoch seinerseits als das Ergebnis einer Reflexionsgeschichte verstanden, benötigt es selbst mindestens zwei eigene Werte, *Rejektion* und *Akzeption* (vielleicht: Ausgrenzung und Vereinnahmung), um diese Geschichte als Geschichte einer im Modus von Negationen gewonnenen Bestimmung nachvollziehbar werden zu lassen. Die beiden Werte *wahr* und *falsch* müssen ergänzt werden durch Hinweise auf die Kontextur (und Soziologen ergänzen: auf die sachliche, zeitliche und soziale Kontextur), in der sie jeweils gelten und angenommen

und abgelehnt werden, so dass sich ein mehrwertiges Bild der Polykontextualität ergibt, das logisch durch Kenogramme (Leerstellentexturen) und Morphogramme (Formgenesen) erschlossen wird (Kaehr 1993).

Zweitens nimmt Günther den Hinweis Heideggers, dass der Nihilismus des Beschreitens jener Linien, die das Sein durchkreuzen, einen Menschen "ins Geheiß" nimmt (Heidegger 1959: 31), das heißt als Ort, Vollzug und Ergebnis jenes Durchstreichens selber meint, ernst, um neben der kognitiven Komponente einer Erkenntnis des (zweiwertigen) Seins auch eine *volitive* Komponente der Gestaltung einer dadurch mehrwertig werdenden, weil den Menschen einschließenden Welt zu fordern (Günther 1979). Der Mensch wird zum Beobachter, der Negationen wahrnimmt und vornimmt, und dadurch zum Gestalter. Er greift ein und verlässt damit die für die Griechen kosmologisch, ontologisch und teleologisch so wichtige Haltung der bloßen Kontemplation der Welt, die immer wieder auch dann dafür genutzt werden konnte, zum Stillhalten aufzufordern, wenn andere vorgeblich nur handelten, um Zustände der Korruption in Zustände der Perfektion zurückzuübersetzen.

Drittens übersetzt Günther das Geviert, von dem Heidegger spricht, in die Vorstellung eines vom "Freiraum des Nichts" erschlossenen "Codex von Handlungsvollzügen" (Günther 1980: 249). Wir übersetzen unsererseits in die vermutlich nicht weniger schwierige, aber immerhin auch andernorts erprobte Vorstellung eines *Codes* als einer im Material der Welt erprobten und durchgesetzten mehrwertigen Konstellation, die Subjekte und Objekte dieser Welt aufeinander bezieht, jeweils durch symmetrische Austauschbeziehungen (*wahr/falsch* und *Akzeption/Rejektion*) beschreibt und durch asymmetrische (konditionierende) Ordnungsbeziehungen in ein Verhältnis zueinander setzt (Günther 1979: 215 f.; Ashby 1981). Als hätte er diese verwickelte Situation geahnt (und vermutlich hat er sie geahnt, siehe im folgenden Zitat das Wort "scheinbar"), plädiert bereits Nietzsche dafür, die Rede von Subjekten und Objekten inklusive ihrer Verführung zu einer zweiwertigen Welt aufzugeben und stattdessen von sicherlich mehrwertigen Complexen zu reden: "Geben wir das wirkende *Subjekt* auf, so auch das *Objekt*, auf das gewirkt wird. Die Dauer, die Gleichheit mit sich selbst, das Sein inhäriert weder dem, was Subjekt, noch dem, was Objekt genannt wird: es sind Complexe des Geschehens, in Hinsicht auf andere Complexe scheinbar dauerhaft (...)" (Nietzsche 1964: 376).

Und viertens führt all dies zwanglos auf das Gebiet der *Technik*, das Günther das Gebiet der transklassischen, Subjektivität wie Objektivität als Modalitäten eines Komplexes erschließenden Maschine nennt. (Günther 1980a: 295). Hier herrscht die proemiale, Ordnung und Austausch mindestens vierwertig aufeinander beziehende und ineinander verrechnende Relation (Günther 1979: 225 ff.). Hier wird Welt sensomotorisch wahrgenommen und

gestaltet zugleich. Hier wird fingiert, konstruiert und dekonstruiert. Hier wird nicht nur erlebt, sondern auch gehandelt. Hier wird Wissenschaft gemacht, betrieben und angewandt. Hier wird nicht nur gesprochen, sondern auch gezählt, und wird beides, Begriff und Zahl, zur Struktur einer sich in weiteren Begriffen und weiteren Zahlen dann auch selbstreferentiell absichernden, weil mitbezeichnenden und mitzählenden Negativität.

Selbstverständlich, denn nur dann startet und läuft die transklassische Maschine, nur dann erinnert und oszilliert sie in ihren Bezügen auf wechselnde Fremdreferenzen, ist die Selbstreferenz leer. Das ließ sich ebenfalls bereits von Heidegger lernen (Heidegger 1972; vgl. Baecker in Vorb.).

So weit formuliert Günther sein Konzept einer Negativsprache. Diese Sprache rekuriert auf eine nie eindeutige, sondern mehrdeutige, in Reflexionsgeschichten praktisch vollzogene Negativität, deren Ausgangspunkt der sich in der Auseinandersetzung mit der Welt selbst als Nichts, als Leere, als Null (Rotman 1987) setzende Mensch ist und die nur in dieser Form als Geschichte des Willens im Kontrast zu den Positivsprachen des Erkennens gefasst werden kann. Eine Negativsprache trifft keine Seinsaussagen, keine Sollensaussagen und keine Wahrscheinlichkeitsaussagen, sondern Möglichkeitsaussagen. Sie schafft dort Leere, wo etwas ist, und sagt dort Nein, wo andere Ja sagen. Sie setzt etwas Neues und ist darum privativ gegenüber dem Alten. Sie sagt nicht nichts, sondern etwas, dessen Wert sich allerdings erst noch bewähren muss.

#### IV.

Das Sprechen einer Negativsprache ist nicht der Ausdruck einer nihilistischen oder pessimistischen Haltung zur Welt. Es ist nicht nur die Folge eines Ressentiments, so sehr man sich sowohl den Pessimismus als auch das Ressentiment im Kontext des Konzepts einer Negativsprache noch einmal genauer anschauen müssen (Horkheimer 1972). Selbst wenn man kein Freund einer negativ-pessimistischen Einstellung zur Welt ist, wie dies typischerweise in therapeutischen oder in betriebswirtschaftlichen Zusammenhängen der Fall ist, fällt den entsprechenden Beobachtern auf, mit welcher positiven, das heißt fündig werdenden Intelligenz hier die zur Einstellung passenden Beobachtungen gesammelt werden und wie überzeugend, sprich: ansteckend, für das soziale Umfeld diese Einstellung sein kann (Topchik 2001; Watzlawick 1983).

Negativsprachen sind ihrerseits positiv, produktiv und kreativ. Schauen wir uns einige wenige Beispiele an. Eines der interessantesten Beispiele ist sicherlich das Lachen. Ausgehend von Immanuel Kants Beobachtung, dass das Lachen "ein Affekt aus der

plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts" ist (Kant 1968: B225 f.; Critchley 2002), müsste man die verfügbare Literatur über den Humor, den Witz und das Lachen noch einmal sichten, um sich die Intelligenz eines Eingriffs in kommunikative Abläufe genauer anzuschauen, die den Fluss des Geschehens zum einen aufgreift und unterstützt, ja erkennbar durch eine für alle Beteiligten anschlussfähige Kommunikation bejaht, genau diesen Fluss jedoch andererseits unterbricht und eine Leere schafft, die für nahezu beliebige Anschlüsse offen ist. Wann kann man unterbrechen, wäre die eine Frage, wann ist welche Anschlussoffenheit funktional, wäre die zweite Frage, und in welchem sachlich, zeitlich und sozial bestimmten Raum bewegt man sich während des Lachens, wäre die dritte Frage, die vermutlich nur zusammen beantwortet werden können. Sicher ist, dass der Witz die Funktion der Kommunikation, nach Anschlüssen zu suchen und Anschlüsse anzubieten, positiv bedient, während er zugleich das bisherige Thema oder zumindest die Art und Weise der Thematisierung dieses Themas negativ unterbricht und entweder aus dem Thema auszusteigen oder es anders zu thematisieren einlädt. Sicher ist auch, dass niemand lachen würde, würde nicht genau diese Operation einer simultan positiv und negativ verlaufenden Kommunikation nicht nur verstanden, sondern als ebenso geschickt wie befreiend verstanden. Und sicher ist nicht zuletzt, dass sowohl die Geschicklichkeit des Witzes wie seine befreiende Wirkung als Wiederherstellung einer Unentscheidbarkeit verstanden werden, die die Kommunikation, die sich zuvor wie auch immer festgefahren haben mag, wieder auf sich selbst zurückführt: auf sich selbst, das heißt auf die Eröffnung eines Freiheitsspielraums, der nur dann und nur so eingeschränkt werden darf, dass die Einschränkungen als wählbar, als uneindeutig, als heuristisch offen erlebt werden können (Baecker 2005).

Man müsste diese Überlegungen mithilfe einer Literaturrecherche oder auch mithilfe verschiedener Beobachtungsformate teilnehmender und experimenteller Art fortsetzen. Möglicherweise stößt man auf den Witz als funktionales Äquivalent der Scham. Dort, wo die Scham über ein *embarrasement* innerhalb der Kommunikation hinweghilft, indem sich eine beteiligte Person bereit findet, als Adresse für die Zuschreibung eines Fehlers zu fungieren (Goffman 1956), dort könnte der Witz der Gruppe die Suche nach dem Fehler und nach der Adresse seiner Zuschreibung und damit der Attributionsadresse die Scham ersparen, indem er statt dessen ein unbestimmtes Versagen der Kommunikation eingesteht und durch eine für alle befreiend anschlussfähige Kommunikation heilt. Wir müssen auf eine Untersuchung dieses Beispiels hier mangels einer entsprechenden Recherche verzichten. Wir weisen nur darauf hin, dass man relativ leicht den Test auf die hier formulierte These machen kann, indem man sich umgekehrt anschaut, zu welchen Peinlichkeiten es in einer Interaktion führt,

wenn jemand, dem es gelungen ist, einen befreienden Witz zu machen, dies als Ermutigung zu weiteren Witze missversteht und damit die Gruppe zunächst in den Modus der Affirmation der befreienden Funktionalität des Witzes treibt und dann in der Anschlussfreiheit anschlussfreier Kommunikation einfrieren lässt. Das Gelächter wird immer lauter, während die Mienen zusehends versteinern. Auch der Karneval erfüllt seinen Zweck der Entlastung von hierarchisch oder funktional überspannten Kommunikationsmustern nur dann, wenn er in jeder Saison auch wieder ein Ende hat (Bachtin 1995).

Mangels Recherche können wir also nicht wirklich sicher sein, ob das Lachen als eine Negativsprache verstanden werden kann, die das Nein zur vorherigen Kommunikation vermeidet, indem sie in die Alternative einer Ablehnung des Themas im Kontext der Affirmation der Gruppe, das heißt der Funktion der Kommunikation ausweicht (siehe zur Unterscheidung Funktion/Thema Luhmann 1997: 77 f.), den Witzeerzähler als volitiven Helden der Intervention in eine leer laufende Situation inszeniert, das Lachen als eine Form der Aufhebung von Subjektivität und Objektivität im "Complex" (Nietzsche) oder im Code einer Markierung der Situation im Kontext unterausgenutzter Möglichkeiten ihrer Fortsetzung praktiziert und nicht zuletzt einen Austausch der bisher in Anspruch genommenen Werte im Kontext einer möglichen Neuordnung ihrer Asymmetrien vornimmt. Aber in diese Richtung einer Hypothese des Lachens als Negativsprache, die diese vier aus Günthers Arbeiten destillierten Eigenschaften erfüllt, könnten weitere Recherchen laufen.

Wenden wir uns stattdessen zwei anderen, besser fundierten Beispiele zu, der doppelten Buchführung und der Kunst. Und halten wir uns an unseren Untersuchungsrahmen einer vierfach bestimmten Negativsprache (1. reflexive Mehrwertigkeit, 2. Volition, 3. Code, 4. proemielle Relation), die ihre Einheit darin findet, dass es ihr primär nicht um positiv bestimmte Wahrscheinlichkeiten, sondern um unbestimmt bestimmbar Möglichkeiten geht. Unbestimmt bestimmbar Möglichkeiten leben davon, dass dort, wo etwas ist, auch etwas anderes sein könnte. Die Lücke zwischen dem Etwas und dem Anderen ist operativ das Nicht und substantiviert das Nichts, die wir hier verhandeln. Das Nicht und das Nichts sind die Einheit der Differenz unserer vier Bestimmungsmomente einer Negativsprache. Negativsprachen können somit nur gesprochen werden, wenn dieses Nicht gesetzt, von diesem Etwas abstrahiert und dieses Andere in Reichweite gerückt werden kann. Das ist erkennbar nur eine andere Formulierung für unsere vier Bestimmungsmerkmale: Das Nicht kann nicht kognitiv (denn was wäre seine Referenz?), sondern kann nur volitiv gesetzt werden; den Mut dazu kann man nur aufbringen, wenn ein Code die Situation als redundant, als wiedererkennbar im Verhältnis zu anderen Situationen bestimmt und begreift; das Verhältnis von Etwas, Nicht, Anderem und Code ist das einer reflexiven Mehrwertigkeit; und

die proemiale Relation betont die wechselseitige Einbettung von kognitiven und volitiven Operationen, die "Technik" des Auswechselns und Gestaltens von Werten und Situationen.

Die *Buchführung* ist dafür ein gutes Beispiel. Insbesondere in der Form der Doppik oder doppelten Buchführung, die verlangt, dass jeder Posten zweimal verbucht wird, einmal auf der Seite des Solls und ein zweites Mal auf der Seite des Habens, erfüllt sie alle Voraussetzungen, als Negativsprache beschrieben zu werden. Um dies zu sehen, muss man sich allerdings von der Annahme trennen, die doppelte Buchführung sei nicht viel mehr als eine Methode der Kontrolle richtigen Rechnens, so als sei jede Abweichung von einem ausgeglichenen Saldo nur ein Hinweis auf einen Rechenfehler. Werner Sombart hat gezeigt, dass die Rolle der doppelten Buchführung weit über eine Methode der Fehlerkontrolle hinausreicht, indem sie auf nichts Geringeres zielt als ein Eröffnen, Ausmessen und Kontrollieren eines Rechenraums der operativen Möglichkeiten eines Geschäfts (Sombart 1987, Bd. II: 110 ff.; vgl. Baecker 1992, 1993): In der dreifachen Form der *ratio*, der Rechnungseinheit, der *firma*, der Rechtseinheit, und der *ditta*, der Krediteinheit, ist die doppelte Buchführung die Voraussetzung der Trennung eines Geschäfts von einem Haushalt und damit der Ausdifferenzierung zunächst des Unternehmens und dann einer auf das Unternehmen zählenden und die Unternehmen untereinander austauschenden Wirtschaft.

Die ökonomische Rahmensetzung, der wirtschaftliche Complex und sein ihn strukturierender Code, für diese doppelte Buchführung ist spätestens seit der Antike, wenn nicht spätestens seit der Einführung der Schrift und ihres Kalküls des Abwesenden (Derrida 2004), erprobt und bekannt. Diese Rahmensetzung besteht darin, die Schuld als ein Vermögen und das Vermögen als eine Schuld zu interpretieren, um mit beidem wirtschaften zu können, so wie Xenophon empfiehlt, auch den Freund und den Feind daraufhin zu beobachten, ob und wie man sie zu nutzen versteht (Xenophon 1956: Buch I). Dass dieses Kalkül nicht der abstrakte Endpunkt der Ausdifferenzierung einer Wirtschaft ist, die alle sozialen Bindungen und Verpflichtungen hinter sich gelassen hat, wie sich dies die Kritik der politischen Ökonomie seit dem 19. Jahrhundert vorzustellen beginnt, sondern ganz im Gegenteil der konkrete Ausgangspunkt einer laufenden Verrechnung sachlicher, sozialer und zeitlicher Handlungsmöglichkeiten im Medium ihrer wechselseitigen Bestimmung, macht bereits ein Blick in die Wirtschaft einfacher Stammesgesellschaften deutlich (Malinowski 1921 und 1984; Mauss 1990).

Die Negativsprache, die diesen wirtschaftlichen Complex und seinen Code setzt, ist die Sprache der Knappheit (Luhmann 1988: 177 ff.; Baecker 2007a). Sie verdoppelt jedes sachlich, sozial oder zeitlich bestimmte Gut in eine verfügbare und eine nicht verfügbare Version seiner selbst. Und dies in beide Richtungen. Was verfügbar ist, muss es nicht sein;

und was nicht verfügbar ist, könnte es sein. Das Nicht, das jeweils die eine von der anderen Version trennt, ist das Ergebnis eines Willens, der seinerseits die Qualität der bestimmbaren Unbestimmtheit aufweist, indem er sowohl auf eigene Handlungen als auch auf fremde Handlungen verweist. Deshalb sind frühe Wirtschaftslehren wie etwa jene des Xenophon zugleich ausgesprochene (obwohl, im Sinne von Nietzsche, bereits sanktionsfreie, auf Gesellschaft statt auf Gemeinschaft zielende) Morallehren: Sie kennen kein isoliertes Handeln, sondern setzen das eine Handeln in den Kontext eines anderen Handelns und überprüfen jedes Handeln anhand jeder einzelnen vorstellbaren Sinndimension, das heißt sachlich, zeitlich und sozial. Die Pointe der doppelten Buchführung besteht daher nicht darin, die Einbettung jedes wirtschaftlichen Handelns in andere Sinndimensionen zu negieren, sondern darin, diese Negation positiv zur Rekonstruktion der Sinndimensionen in anderen Fassungen ihrer selbst zu wenden, das heißt die gegebenen Formen als das Medium möglicher anderer Formen zu interpretieren und zu gestalten.

Das Nicht, das hier gesetzt werden muss, ist das Nein zu einer gegebenen Form, einer bestimmten Sache, einem bestimmten Zeithorizont, einer bestimmten sozialen Verknüpfung, um jede dieser Bestimmungen in eine alternative Form ihrer selbst kippen zu können. Wem diese Produkte verkauft werden können, können vielleicht auch andere Produkte verkauft werden. Wenn dieser oder jener Kredit morgen fällig ist, kann vielleicht eine Fristverlängerung bis übermorgen herausgehandelt werden. Und wenn mit diesen Partnern so erfolgreich Geschäfte gemacht werden können, ist dies vielleicht auch mit weiteren Partnern möglich.

Die doppelte Buchführung operiert im mehrwertigen Reflexionsraum einer durch Knappheit definierten Wirtschaft (Spengler 1983: 1173 f.; Baecker 2010a). Sie systematisiert ein sachliches, soziales und temporales Kalkül, indem sie den Wechsel zwischen den Möglichkeiten technisch, nämlich durch Binarisierung erleichtert. Wenn jedes Soll zugleich ein Haben ist und jedes Haben zugleich ein Soll, dann ist diese Paradoxie operativ nur zu bewältigen, indem konkrete Möglichkeiten gefunden werden, diesen Vorzeichenwechsel im Raum der Knappheit zu interpretieren, das heißt durch potentielle Ereignisse zu plausibilisieren. Eine eintreffende Zahlung erhöht die Einkünfte, zwingt aber auch zur Suche nach den damit zu begleichenden Kosten. Eine verausgabte Zahlung reduziert den Kassenbestand, lässt aber zugleich nach dem für den weiteren Geschäftsverlauf positiven Wert suchen, der für diese Zahlung erworben wurde.

Die Mathematik hinter der Entfaltung der Paradoxie der Gleichzeitigkeit von Soll und Haben scheint jene der komplexen Zahlen zu sein, die sowohl reelle als auch imaginäre Aspekte aufweisen. Jeder Posten der doppelten Buchführung in jedem einzelnen ihrer Konten

ist zugleich *nicht* das, was er ist, *weil* er ja zugleich auch sein Gegenteil ist. Dies eröffnet eine Differenz, eine Spannung, eine *différance* und Dissemination, die zum einen das soziale Kalkül rekonstruiert, das längst läuft, seit Wirtschaft läuft, und die zum anderen nun produktiv, investiv, spekulativ und konsumtiv ausgebaut und in ungeahnte Möglichkeiten ihrer selbst entfaltet werden können. Es genügt, ganz am Anfang, die Setzung einer Paradoxie, um das Aktuelle derart zu potentialisieren (Barel 1989), dass es Alternativen in Reichweite rückt, die neu und dementsprechend unbekannt sind.

Alles Weitere ist zum einen eine Frage des unternehmerischen Willens, der historisch in den Formen des Abenteurers, des Risikos und der Planung auftritt (Baecker 1993b), und zum anderen eine Frage der Ausgestaltung einer organisierten Form des Unternehmens, die mit ihrer eigenen Buchführung nicht identisch sein darf, aber doch ihrerseits in einem Spannungsverhältnis stehen muss, so dass zu jedem Posten der Buchführung Annahme- und Ablehnungswahrscheinlichkeiten bestehen, deren Verhältnis zueinander so etwas wie die Intelligenz des Unternehmens begründen. Dazu gibt es unter dem Stichwort "budgeting" einige Literatur (siehe nur Padgett 1981; Roe 1988), die jedoch unter dem Gesichtspunkt der Organisation einer Differenz von Positiv- und Negativsprache bisher nicht ausgewertet wurde.

Die "managerial revolution", von der Alfred D. Chandler für das 19. Jahrhundert spricht (Chandler 1977), reicht tatsächlich sehr viel weiter zurück. Sie reicht bis zu jenem Zeitpunkt zurück, an dem man es wagte, das Unternehmen nicht als "single-unit firm", sondern als "multi-unit firm" aufzustellen. Und genau das bereitet die Buchführung nicht nur vor, sondern das realisiert die Buchführung bereits, und sei es auch nur, dass sie den Unternehmer in den beiden Versionen des Kapitaleigners und des Geschäftsmanns sich gegenüberstellt, was in dem Moment der Fall ist, in dem er realisiert, dass er in seiner eigenen Schuld steht.

Das Ergebnis dieser Operation ist in der Tat nicht die unsichtbare Hand, sondern die sichtbare Hand. Sie muss sichtbar sein, weil man andernfalls keinen Anhaltspunkt für die Differenzsetzung, für die Annahme und die Ablehnung, für den Austausch und die Neuordnung hätte. Deshalb ist auch die "managerial hierarchy", die Chandler der "managerial revolution" gegenüberstellt, unverzichtbar. Sie ist nicht unverzichtbar, weil sie die Ineffizienzen heilt, auf die man sich mit der "multi-unit firm" zwangsläufig einlässt, sondern weil sie Adressen der Zurechnung bereitstellt, an die man sich halten kann, wenn man wegen der Ineffizienzen umorganisiert. Nicht die Einheit des Unternehmens ist der Angelpunkt seiner Organisation, sondern die Spannung der Positionen, die innerhalb des Arbeitsflusses und zwischen den Abteilungen und Ebenen des Unternehmens zueinander bezogen werden

können, so unmöglich dieser Angelpunkt auch als Prinzip zu formulieren sein mag (Luhmann 1977).

Ein weiteres Beispiel für eine tatsächlich verwendete Negativsprache ist die *Kunst*. Sie ist, wie gesagt (Adorno 1970; Luhmann 1986; Menke 1991), als Sprache der Negativität besser eingeführt als die doppelte Buchführung, darum aber noch nicht zwangsläufig als Negativsprache im Kontext einer Positivsprache auch bereits hinreichend beschrieben. Seit Platon fällt auf (Platon 2000: 386 ff.), dass die Kunst durchaus nicht nur das Schöne, sondern auch das Hässliche abbildet und Bild, Text, Musik, Tanz und Schauspiel werden lässt. Sie sucht das Monströse, sie verzerrt die Geschichten, sie lügt und sie belustigt sich. Und sie tut dies nicht etwa nur deshalb, um am Ersreckenden das Erhabene, das die Vorstellungskraft der Menschen Überfordernde und diese Kraft Übersteigende darzustellen (Kant 1968: A 73 ff.), sondern sie tut dies ohne jeden erkennbaren Verantwortungssinn für die Gemeinschaft, in der sie operiert.

Streng genommen ist die Kunst, die das Schöne will, sogar noch negativer als jene, die das Hässliche will. Denn das Hässliche ist immerhin häufig wiedererkennbar, weil es Ähnlichkeiten mit dem Wirklichen aufweist. Doch das Schöne ist nie wiedererkennbar. Das Schöne gibt es nur in der Kunst. Es lässt uns verzweifeln, wie Paul Valéry gesagt hat (Valéry 1957: 637), weil es durch einen Abstand gegenüber allem gekennzeichnet ist, was wir kennen, und weil alles, was wir kennen, dorthin nicht reicht. Es ist nicht das Hässliche, das als Negatives dem trügerisch Positiven des Schönen gegenübersteht. Es ist mindestens auch das Schöne, das als Nicht dem Wirklichen gegenübersteht.

Was also passiert in der Kunst? Was rechtfertigt, sie als mögliche Negativsprache in Augenschein zu nehmen? Zunächst einmal ist es ganz schlicht ihre Unwirklichkeit, ihre Fiktionalität selber, die sie vom Positiven des Wirklichen, des Realen abrückt. Und selbstverständlich kann dieses Fiktionale nur negativ gefasst werden, insofern es keinen Bestand hätte, würde es nicht diesen Abstand zum Realen selber suchen und organisieren, um sich als dieser Abstand und in diesem Abstand ihrerseits zu realisieren. Aber inwiefern ist diese fiktive Realität, diese Form im Medium ihrer Alternativen ihrerseits als negativ zu fassen (Luhmann 1995)?

Die Negationen der Kunst können nur dann positiv bestimmt werden, wenn man den Alternativenraum, den sie eröffnet und ausmisst, auf eine scharfe und unhintergehbare Differenz hin bestimmt. Diese Differenz ist jene von Kommunikation und Wahrnehmung (Baecker 1996b, 2007b: 315 ff.). Solange wir uns an das Weltbild der klassischen Ontologie halten, kann die Wahrnehmung mit der Welt nur entweder übereinstimmen oder sich irren. Dritte Werte und so etwas wie einen Eigensinn der Wahrnehmung diesseits allfälliger

Halluzinationen, Illusionen und Phantasien jedoch gibt es nicht. Spätestens mit den Entdeckungen der Neurophysiologie, der Psychologie und der Soziologie jedoch wird es erforderlich, zu einem postklassischen Weltbild der Ontogenese zu wechseln, weil physiologische, psychische und soziale Konstruktionen auffällig werden, die die Wahrnehmung dirigieren, ohne dass ein Außenhalt an der wirklichen Welt nennenswert intervenieren könnte. Wir erkennen nicht, sondern wir schematisieren, und dies entlang nicht einer theoretischen Vernunft, sondern eines praktischen Bedürfnisses, hat bereits Nietzsche, genauer Kenner der Neurophysiologie und der Psychologie, festgehalten, lange bevor von einer "frame analysis", von "scripts", "discourses" und "schemata", die Rede sein konnte (Nietzsche 1964: 351; Goffman 1974; Schank/Abelson 1977; Gumperz 1982; Lakoff 1987).

Die Kunst sagt Nein zu physiologisch, mental und sozial gewohnten Schemata. Sie unterläuft sie ins Hässliche und sie überbietet sie ins Schöne, und umgekehrt. Sie sagt dort Nein, wo wir schon wissen, mit welchen Farben, Kontrasten, Klängen, Gesten und Figuren wir glauben rechnen zu dürfen. Sie unterbricht die rhetorische Funktionalisierung der Wahrnehmung durch die Kommunikation ebenso wie poetische Funktionalisierung der Kommunikation durch die Wahrnehmung. Nicht auf Irrtümer, sondern auf Eigeninteressen weist sie hier wie dort hin und setzt nichts anderes an deren Stelle als einen "Complex" (ein Bild, ein Gedicht, ein Musikstück, einen Tanz, einen Bühnenakt), der in sich bereits reflexiv bestimmt ist, aber psychisch ebenso wie sozial nur nachgezeichnet werden kann, wenn man Kommunikation und Wahrnehmung auseinander hält und neu sortiert.

Spätestens in der modernen Gesellschaft hat man dem Künstler sowohl das Genie attestiert, etwas zu wollen, was sonst niemand will, als auch die dazu erforderliche Konzession erteilt, abzulehnen, was alle anderen annehmen, und anzunehmen, was alle anderen ablehnen. Der Preis dafür war eine scharfe, vielleicht zu scharfe Ausdifferenzierung der Kunst, die jedoch spätestens dann nicht mehr rückgängig zu machen ist, wenn es die tatsächlichen Reflexionsverhältnisse in einer komplexen Gesellschaft unmöglich machen, den Zugriff der Kunst auf die Differenz von Wahrnehmung und Kommunikation religiös, moralisch, politisch oder sonstwie zu beschränken. Trotz dieser Ausdifferenzierung, trotz eines scheinbar grenzenlosen Spiels des *l'art pour l'art* sind Kunstkenner immer wieder davon überrascht, dass nichts an der Kunst ins Beliebiges tendiert – oder wenn doch, dann zumindest sehr rasch als solches erkannt und aussortiert werden kann.

Eine einzige, sowohl negativ als auch positiv zu formulierende Regel hält die Kunst in den Bahnen des durch die Differenz von Kommunikation und Wahrnehmung abgesteckten Feldes der je aktuellen gesellschaftlichen Komplexität. Und das ist die Regel des Neuen. Die Arbeiten der Kunst müssen neu sein. Das ist das einzige Gesetz, dem sie unterworfen sind

(Luhmann 1995; Groys 1992). Das Neue ist Produkt einer proemialen Relation schlechthin. Es muss annehmen und ablehnen, austauschen und neuordnen, erkennen und wollen gleichzeitig. Es muss Nein sagen zum Bisherigen, wie immer punktuell und marginal, und es muss Ja sagen zu einem noch nicht Bewährten, wie immer vorsichtig oder übermütig. Als dieses Ja und dieses Nein ist es das Komplex schlechthin. Es braucht die Kunst, in der es sich entfalten kann; und es braucht die Kunst, um durch den Rest der Gesellschaft mehr oder minder fasziniert beobachtet werden zu können.

Ebenso wenig überrascht vor diesem Hintergrund der Beschreibung der Kunst als einer Negativsprache der Gesellschaft, dass Künstler üblicherweise einen großen Wert auf das Handwerkliche, wenn nicht Technische ihrer Kunst legen. Denn zum einen geht es hier um jenes Können, das zum Wissen und zum Wollen klugerweise Abstand hält, um sich nicht vorzeitig beschränken zu lassen. Und zum anderen entlasten das Handwerkliche und das Technische von einer Intellektualität, die durch das Verständnis des Komplexen, das die Kunst produziert, in fast jedem Fall überfordert wäre. Handwerklich und technisch lassen sich Positionen und Negationen beziehen und ausprobieren, ohne dass man wissen und wollen müsste, worauf man sich damit einlässt. Wissen und Wollen können mitwachsen oder auch nachwachsen, aber sie müssen der Arbeit, die gerade entsteht, nicht vorausgehen. Letztlich sind sie für den Künstler sogar entbehrlich. Denn wissen muss er nicht. Und wollen muss er so oder so. So kann er sich darauf konzentrieren, jene möglicherweise kleinen Verschiebungen im Wahrnehmungsfeld sowie in der Kommunikation dieses Wahrnehmungsfeldes vorzunehmen, die von einem Nicht ausgehen, um zu einem Etwas zu kommen, das zwar positiv gesetzt ist, aber zunächst nur als Negation aufgefasst werden kann.

## V.

Tatsächlich gibt es wohl keine Kommunikation ohne Aspekte einer Negativsprache. Nur der Begriff der Kommunikation, solange er auf die Mitteilung eines als Einheit, nicht als Differenz verstandenen Sinns zielt, vermag darüber hinwegzutäuschen, dass Kommunikation ohne jenes Spiel, nicht zu meinen, was gesagt wird, ohne die immer mitlaufende Möglichkeit des Wechsels vom Ja zum Nein, ohne die Unterstellung eines intransparenten Bewusstseins, das in seiner Positivität nur negativ, nämlich bereit zur Umwertung aller Werte, gefasst werden kann, und ohne einen Kontext, der nicht garantiert ist, sondern immer wieder neu konstruiert werden muss, nicht zu haben ist (Bateson 2000a; Spitz 1970; Derrida 2004; Luhmann 1997: 221 ff.; Baecker 2005). Das Lachen, die Buchführung und die Kunst sind nur besonders auffällige Beispiele für eine strukturelle Eigenschaft der Kommunikation, die nicht

einmal erst mit der Einführung der Schrift, sondern bereits mit der Einführung der Sprache einen die Kommunikation selbst organisierenden Stellenwert bekommt. Kommunikation ist die Sorge für ein Ja, weil das Nein so wahrscheinlich ist.

Wenn Ja gesagt wird, kann auch Nein gesagt werden (Luhmann 1997: 221 ff.). Was als Sinn vorgestellt wird, hält Kontakt zum Nicht-Sinn (Deleuze 1993). Jede gepflegte Kultur ist zugleich eine kritisierte Kultur (Rousseau 1983; Konersmann 2008). Jede Macht vergewissert sich der Reichweite des Widerstands gegen sie (Machiavelli 1978). Jede Religion zieht ihre häufig für mystisch gehaltene Kraft nicht zuletzt daraus, dass sie das Selbst des glaubenden Ichs verneint und Gott an seine Stelle setzt (Turner 1995). Jede Erziehung zur Freiheit greift auf eine Disziplin zurück, die diese Freiheit zugleich verneint (Kant 1964). Jeder Sportler arbeitet an der Überschreitung jener Grenze seiner Fähigkeiten, die er nicht zu überschreiten vermag (Stygermeer 1999: 103 ff.). Jeder Ingenieur sichert das Funktionieren, indem er Möglichkeiten des Zusammenbruchs überprüft (Winograd/Flores 1989; Baecker 2000). Und zu jedem der hier so apodiktisch formulierten Sätze gibt es den Zweifel, ob sie sich aufrechterhalten lassen.

Wir vermuten, dass Negativsprachen nur in Ausnahmefällen so ausdifferenziert vorliegen wie im Fall des Lachens, der Buchführung und der Kunst. Meist sind sie ein integraler Bestandteil jeder Art von Sprache, der nur deshalb selten auffällt, weil weniger die Praxis der Kommunikation als vielmehr unser Begriff von ihr über die Unterstellung ihrer Ausdifferenzierung als Positivsprache läuft. Wozu gibt es die Kommunikation von Sinn, Macht, Knappheit, Gott, Wahrheit, Kunst, Freiheit und Leistung, wenn nicht dazu, positive Zustände zu definieren, die Etwas in der Form bestimmter Möglichkeiten abgrenzen und nicht etwa Nichts? Aber so fragt und behauptet es nur der Begriff. Die Praxis der Kommunikation hingegen weiß um eine Angst, die sich nicht beruhigen lässt (Sartre 1991: 79 ff.), um ein Nein, das sich "unbeirrt" (Adorno 1973: 162) jeder Aufhebung verweigert, und um ein Gelächter, das bereit ist, nichts für bare Münze zu nehmen (Bachtin 1995). Offen ist nur die Frage, wie man den Begriff der Kommunikation im Besonderen und die soziologische Theorie im Allgemeinen mit dieser Praxis der Kommunikation vertraut machen kann, um eine Heuristik zu gewinnen, die mindestens in der Lage ist, dieser Praxis ihre Beschreibung zur Seite zu stellen.

Unser Ausgangspunkt für einen Begriff der Kommunikation, der Positiv- und Negativsprachen integriert, und für eine Heuristik, die der soziologischen Forschung zugrunde gelegt werden kann, ist nicht die klassische Gegenüberstellung von Sein und Nichts, sondern die dialektische und schließlich transklassische, weil kybernetische Integration der Negation, des Nicht, in die Bestimmung eines Daseins, das mit Hegel als

Reflexionsverhältnis, mit Nietzsche als Wille zur Macht und mit Heidegger als Sorge in der Welt und um die Welt verstanden wird (Hegel 1975: §§ 91 ff.; Nietzsche 1964: 3. Buch; Heidegger 1972: §§ 39 ff.). Reflexion bedeutet schon bei Hegel Repulsion und Attraktion (Hegel 1975: § 98). Der Wille zur Macht ist schon bei Nietzsche nicht nur positive Macht über eine positiv gesetzte Welt, sondern eben auch ein Irrtum, der schöpferisch wird (Nietzsche 1964: 418 f.). Und die Sorge ist schon bei Heidegger der Modus eines Daseins, das neben der Deixis seines Da-Seins keine Referenz hat, die außerhalb jener Welt liegt, die es als sein Außerhalb definiert (Heidegger 1972: § 28): Die Sorge relationiert eine leere, aber unverfügbare Selbstreferenz mit einer verfügbaren, aber auswechselbaren Fremdreferenz.

In der Sprache der klassischen Ontologie haben wir es mit Problemen des Werdens, in der Sprache der modernen Gesellschaft mit Problemen der Unruhe und in der Sprache der Systemtheorie mit Oszillation zu tun (Luhmann 1993 und 1998). Wir schlagen daher einen Begriff der Kommunikation und eine Heuristik der soziologischen Forschung vor, die Wahr und Falsch (Nietzsche 1964: 352), Sinn und Nicht-Sinn (Deleuze 1993) und Ja und Nein (Luhmann 1997: 221 ff.) nicht als die beiden Werte eines als Urteilskraft bestimmten Denkens einer positiv einwertigen Welt gegenüberstellen, sondern als reflexiv bestimmte Position und Negation sowohl dem Denken als auch der Welt zur Verfügung stellen. Das geht nur im Rahmen einer mehrwertigen Mathematik und Logik. Und es geht nur dann, wenn man die Entscheidung darüber, wer oder was die Positionen und Negationen dieser Werte im Verhältnis zueinander vornimmt, zumindest einklammert wenn nicht sogar für unmöglich hält. Unser Ausgangspunkt ist daher in der Notation des Indikationenkalküls von George Spencer-Brown (Spencer-Brown 2008) die Annahme, dass jeder Wert oder jede Variable  $a$  spätestens dann, wenn dieser Wert oder diese Variable in Verhältnissen der Kommunikation und also auch Reflexion zu anderen Werten oder Variablen steht, als komplex im mathematischen Sinne zu verstehen ist:

$$a = a \quad ]$$

Jedes  $a$  ist als ein von unbestimmt anderem unterschiedenes  $a$  zu verstehen, das nur um den Preis der Wiedereinführung dieses Unterschieds von unbestimmt anderem bestimmt werden kann, wobei diese Wiedereinführung des Unterschieds das  $a$  nach dem Maße des Unterschieds seinerseits unbestimmt werden lässt. Das  $a$  oszilliert zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Es ist paradox bestimmt.

Die Rückübersetzung einer einfachen in eine komplexe Variable ist hierbei davon abhängig, dass die Variable als das Ergebnis einer Unterscheidung verstanden wird, das heißt

auf die Operation eines Beobachters, wie immer dieser verfasst sein mag (physisch, organisch, psychisch, sozial oder künstlich), zurückgeführt wird:

$$a = a \rfloor$$

Die Variable  $a$ , soll das heißen, ist das Produkt einer Unterscheidungsoperation, die diese Variable in einem Raum hervorbringt, der erst dadurch inklusive des Beobachters, der in ihm arbeitet, beobachtbar wird. Die Markierung

$$\rfloor$$

ist somit die Markierung der "Form" der Variable  $a$ , das heißt ihrer Unterscheidung auf der Innenseite einer Form, deren Außenseite unmarkiert bleibt und deren Markierung (das *cross* der *distinction*) auf einen die Markierung vornehmenden Beobachter verweist. Spencer-Brown bietet für die Interpretation dieser Markierung im Rahmen einer booleschen Logik die Möglichkeit an, das *cross*

$$\rfloor$$

als Negationszeichen zu verstehen (Spencer-Brown 2008: 90 f.), so dass

$$a \rfloor$$

als Negation von  $a$  im Sinne eines Verweises auf die unmarkierte Außenseite der Form zu lesen ist. Dieser Verweis ist identisch mit der logischen Form der Implikation, so dass

$$a \rfloor b$$

als  $a \supset b$  zu lesen ist. Wir lesen, mit anderen Worten, eine Negation als eine Implikation, die als diese Implikation determiniert, was zuvor negiert wurde: eine Operation der Sättigung, der Ergänzung, des *supplément*, des differenzierten Negierens (Frege 2003: 85 f.; Heidegger 1983: § 73; Derrida 1970; Luhmann 1971: 48).

Um dieses Verständnis der Negation als Implikation explizit werden zu lassen und nicht vorzeitig mit der aristotelischen Logik des ausgeschlossenen Widerspruchs in Konflikt zu geraten, starten wir unseren Einbau einer möglichen Negativsprache in ein Sozialkalkül von  $a$  nicht mit der einfachen Markierung von  $a$  durch das *mark* der *distinction*, sondern mit der bereits voraussetzungsreichen Markierung von  $a$  durch das *mark* des *re-entry*,

a

und gewinnen damit die Möglichkeit, jede Frage nach einer Variable  $a$  nicht als Frage nach einem Anfang oder Ursprung stellen zu müssen, sondern als Frage verstehen zu dürfen, die die Variable  $a$  zum einen als vorgängig bereits konstituiert anerkennt, denn sonst könnte man nicht nach ihr fragen, und zum anderen die eigene Frage als eine Form des Aufschreibens, nämlich der Wiedereinführung der Variable in den Raum ihrer Unterscheidung, reflektiert, von der man per se noch nicht weiß, wodurch sie ermöglicht wird und was sie bewirkt. Wir interessieren uns für unsere eigene Schrift, weil wir nicht ausschließen können, dass sie ein Element unseres Gegenstands ist (nämlich: unserer Interaktion mit dem Gegenstand, die als solche erst unser Gegenstand ist), und weil die einzige wissenschaftliche Methode, die uns in dieser Situation bleibt, darauf hinausläuft, herauszufinden zu versuchen, welche Antwort wir schon kennen, wenn wir in der Lage sind, eine Frage zu stellen (Maturana/Varela 1987: 34 f. und 148 f.).

Da wir es im Fall der Wiedereinführung einer Unterscheidung in den Raum der Unterscheidung mit einer iterativ endlosen Form zu tun bekommen, verlieren wir den Kontakt, wie Spencer-Brown sagt (Spencer-Brown 2008: 45 ff.), zu einer Arithmetik, die es ermöglichen würde, auszurechnen, ob eine Markierung letztlich auf Etwas oder auf Nichts hinausläuft. Wir müssen beides für möglich halten. Das bedeutet, dass wir es im mathematischen Sinne mit einer komplexen Variable zu tun bekommen. Mathematisch erhalten wir diese Variable, indem wir  $a$  als  $ia$  verstehen, das heißt mit der imaginären Zahl  $i = \sqrt{-1}$  multiplizieren. Die Multiplikation mit einer imaginären Zahl sprengt die Ordnung des linear Abzählbaren und plaziert die Variable  $a$  auf einer komplexen Ebene, die geometrisch durch eine Rotation der Zahlenachse um  $90^\circ$  gewonnen wird (Nahin 2007; Lakoff/Nuñez 2000: 420 ff.). Wie dies systemtheoretisch zu verstehen ist, ist offen. Wir assoziieren die Rotation um  $90^\circ$  mit dem Begriff der Orthogonalität, der das Verhältnis zweier Funktionen beschreibt, die voneinander unabhängig sind und doch in einem Verhältnis zueinander stehen. Zwei unabhängig lebende Organismen, die miteinander kommunizieren, das heißt sich voneinander gemäß eigener Selektionen abhängig machen, ohne dabei ihre Unabhängigkeit zu verlieren, stehen in diesem Sinne orthogonal zueinander. Kommunikation beschreibt daher grundsätzlich eine rekursive und iterative Funktion unter der Bedingung von Orthogonalität. Die komplexe Variable  $ia$  ist eine Variable, die nur bestimmt werden kann, wenn man sie in ein Verhältnis zu mindestens einer zweiten Funktion setzt, von der sie nicht abhängig ist und auf die sie nicht reduziert werden kann. Traditionell trägt diese zweite Funktion den Namen der "Umwelt", die als Korrelat des Systems die Voraussetzung dafür ist, dass dieses bestimmt

werden kann, während das "System" seinerseits dadurch bestimmt ist, dass es sich auf eine unvorhersehbar "emergente" Weise in seiner Umwelt ausdifferenziert.

Wir lassen uns im Folgenden jedoch nicht auf die Systemtheorie ein (Baecker 2010b), sondern verbleiben auf einer allgemeineren, formtheoretischen Ebene. Wir stellen (noch) keine Fragen der Reproduktion, sondern (nur) Fragen der Konstitution, wohl wissend, dass letztere ohne die Berücksichtigung ersterer nicht zu beantworten sind. Es geht uns jedoch hier nur um die Einführung eines soziologisch brauchbaren Konzepts einer Negativsprache und in diesem Zusammenhang um deren Integration in den Zusammenhang einer "Form", die Positiv- und Negativsprachen übergreift.

Bei der komplexen, zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit oszillierenden Variable *ia* können wir dabei nicht stehen bleiben. Hier beziehen sich Position und Negation unmittelbar auf dasselbe, ohne dass ersichtlich wäre, welchen Gewinn man heuristisch und analytisch daraus ziehen kann. Wir ergänzen daher die komplexe Variable *ia* um eine zweite Variable *b*, deren Status auf den ersten Blick unklar ist. Möglich wäre ja, der Traum aller objektiven Wissenschaft, eine Formel wie die folgende:

$$a = a ] b$$

Damit wäre gesagt, dass jedes *a* im Zusammenhang seiner Hervorbringung und Inanspruchnahme durch Kommunikation als eine komplexe Variable im Kontext einer möglicherweise einfachen Variable *b* ist. Das *b* beruhigt das *a*, das dann immer noch zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit oszillieren kann, jedoch an einem einfachen *b* einen Halt findet, der in allen Zweifelsfällen geeignet ist, zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit zu entscheiden.

Man ahnt, dass wir es uns so einfach nicht machen können. Wir würden damit in einer Konstellation landen, wie sie durch Claude E. Shannons Kommunikationstheorie beschrieben wird, in der der Kontext (Auswahlraum) *b* einer möglicherweise gestörten Nachricht *a* probabilistisch gegeben ist und daher *a* mithilfe von Schätzverfahren auf den von einem Sender gemeinten Sinn zurückgesetzt werden kann (Shannon/Weaver 1963). Diese Konstellation mag nicht nur für technische, sondern auch für zahlreiche erfahrungsgesättigte soziale Zusammenhänge gelten, die so viel Redundanz aufweisen, dass man vorher schon weiß, was anschließend passiert. Jedoch scheint es wenig sinnvoll, diese Konstellation als den allgemeinen Fall zu setzen. Sozialen Situationen angemessener ist es, sie als einen Sonderfall anzunehmen, um den allgemeinen, Redundanz mit Varietät multiplizierenden Fall als jenen zu beschreiben, in dem der Kontext *b* nur possibilistisch und nicht probabilistisch gegeben ist

(Baecker 2002). In dieser Situation muss der Kontext zu jeder Nachricht, der sie zu entstören, das heißt zu interpretieren vermag, jeweils erst konstruiert werden. Sender und Empfänger, von ihrer Interaktion zu schweigen, gehen hierbei von unterschiedlichen Voraussetzungen aus, so dass folgende Gleichung die Situation beschreibt:

$$a = a \boxed{b}$$

Jedes  $a$  oszilliert zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit, zwischen Position und Negation, und erfährt seine jeweilige Interpretation durch ein  $b$ , für das dasselbe gilt. Wir geben damit jeden Rückhalt in einer ontologisch gegebenen Welt auf und bekommen es stattdessen mit einer ontogenetisch konstruierten und nur autologisch zu beschreibenden Welt zu tun (Löfgren 1987; von Foerster 1993; Luhmann 1997: 1128 ff.).

Der Vorteil der Formulierung der Bestimmung von  $a$  im Rahmen einer Gleichung unter Zuhilfenahme der Notation von Spencer-Brown besteht darin, dass man hier auf einen Blick erkennen kann, wie sich Positiv- und Negativsprache im Rahmen eines mehrwertigen Kalküls, der das Problem der Entscheidung zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit nicht löst, sondern beschreibt, und der zugleich eine proemielle Relation enthält, innerhalb derer zwischen Ordnung und Austausch unterschieden werden kann, ohne dass auch dies eindeutig festläge, zueinander verhalten. Positiv- und Negativsprache verhalten sich zueinander auf eine dreifach referentialisierte Weise, indem (1)  $a$  und (2)  $b$  positiv und negativ bestimmt sind und (3) das Verhältnis von  $a$  und  $b$  als Verhältnis der wechselseitigen Negation *und* Implikation bestimmt ist. Die Eindeutigkeit der Gleichung liegt daher nicht in den Variablen, sondern in deren Unterscheidung oder auch in deren Relation, die als Dopplung von Unterscheidung und Zusammenhang des Unterschiedenen verstanden wird.

Die Mehrwertigkeit des Kalküls ergibt sich aus der Anzahl der aufgeschriebenen Variablen (in unserem Fall: 2 Werte, nämlich  $a$  und  $b$ ) plus ihrer Unterscheidung (3. Wert, *mark of distinction*), der Wiedereinführung dieser Unterscheidung in den Raum ihrer Unterscheidung (4. Wert, *mark of re-entry*), des durch die Unterscheidung und ihre Wiedereinführung hervorgebrachten (nicht: vorausgesetzten) Raums, in dem all dies möglich ist (5. Wert, *space*), und nicht zuletzt der immer mitlaufenden Außenseite der Form, die jederzeit, unbestimmt wie sie ist, jeden Wert auf der Innenseite der Form tangieren kann (6. Wert, *unmarked state*).

Auch die proemielle Relation kann man erkennen, da die Variablen  $a$  und  $b$  einerseits asymmetrisch geordnet werden, indem  $a$  in einem tieferen Raum steht als  $b$ , andererseits jedoch im Moment des Wiedereintritts der Unterscheidung in den Raum des Unterschiedenen

eine Resymmetrisierung im Hinblick auf die Fraglichkeit ihrer Unterscheidung vorgenommen wird, die dann auch den Austausch der Variablen möglich macht. Selbstverständlich, um nur ein Beispiel zu bringen, sind Mann und Frau asymmetrisch und damit hierarchisch unterschieden, solange der Mann die Markierung vornimmt und die Frau die Markierte ist (Waugh 1982); selbstverständlich wird die Asymmetrie von Mann und Frau in vielfältigen Formen des "gender trouble" jedoch aufgehoben und in Unbestimmtheit überführt, sobald sie in den Raum ihrer Unterscheidung wieder eingeführt und dort auf ihre Symmetrie hin beobachtet wird (Luhmann 1988b; Butler 1990; Pasero/Weinbach 2003).

Für unser Konzept einer Negativsprache bedeutet die Notation im Rahmen des Spencer-Brownschen Indikationenkalküls, dass eine Negativsprache in der Tat nicht als die Setzung einer einfachen Antinomie, einer einfachen Opposition, eines einfachen Nein oder eines einfachen Nicht zu verstehen ist, sondern diese Antinomie, diese Opposition, dieses Nein und dieses Nicht durch die Verhältnisse einer Relation bereits vielfach determiniert sind, die als diese Relation durch Unterscheidung, Zusammenhang, Wiedereinführung und dadurch hervorgebrachtem Raum der Möglichkeit der Relation beschrieben wird. Hegels schwieriger Begriff der Reflexionsverhältnisse wird hier durch eine operativ nachvollziehbare Notation, eine Schrift, anschaulich, die in jedem ihrer Züge eine Wirklichkeit konstruiert, ohne je den Ausgriff in die Dimension jenes Imaginären (des Vollzugs der Schrift, des Vollzugs von Entscheidungen; siehe auch Shackle 1979) verleugnen zu müssen, das die Errechnung jeder einzelnen Variablen sowohl unterbricht als auch ermöglicht.

Negativsprachen werden somit dort zu einem Konzept der soziologischen Forschung, wo man es Verhältnissen zu tun hat, die sowohl ihre Bestimmtheit als auch ihre Unbestimmtheit aus der Reflexion auf Unterschiede, deren Kontexte und deren Räume gewinnen. Kontexte und Räume sind ebenfalls Unterschiede, abhängig von der Expliztheit ihrer Markierung, so dass man es mit dreierlei Unterschieden zu tun hat, die durch eine Sprache, die Negativsprache gesetzt und erfasst werden. Positivsprachen halten die Einheiten fest, die sich in diesen Prozessen der Reflexion als Anhaltspunkte ihrer Fortsetzung ergeben. Diese Einheiten sind so wenig einfach wie die Reflexion, aus der sie sich ergeben. Aber sie haben den Vorteil der momentanen Bestimmtheit auf ihrer Seite und sind schon deshalb das überzeugendste Plädoyer dafür, sich in jedem Zweifel lieber an Positiv- als an Negativsprachen zu halten. Sogar das Nein hält man dann gerne für positiv, weil einfach, nicht ahnend, welche reflexiven Verwicklungen man mit seiner Hilfe heraufbeschwört. Wer Nein sagt, sollte daher die nächste Position sicherheitshalber bereits in der Hinterhand haben. Denn das Nein selber, reich wie es ist, lässt sich nur um den Preis einer radikalen Verarmung

der Verhältnisse rekursiv und iterativ kontinuierlich. Es braucht die Verhältnisse, die es verneint, weil es andernfalls nichts zu reflektieren gibt.

## VI.

Der Versuch einer Berücksichtigung von Negativsprachen neben den bereits bewährten Positivsprachen führt in der Wissenschaft nicht nur dazu, die eigene Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Methodologie noch einmal neu daraufhin zu reflektieren, was es heißt, sich bislang, wenn die Diagnose stimmt, auf das Sprechen, Schreiben und Visualisieren von Positivsprachen beschränkt zu haben, sondern auch dazu, die Konsequenzen zu überprüfen, die sich ergeben, wenn man sich zusätzlich auf Negativsprachen einlässt. Vieles spricht dafür, dass die Ausdifferenzierung der Wissenschaft in einer Gesellschaft, die jedes Interesse daran hat, Neugier für eine Störung längst bewährter Verhältnisse zu halten, nur gelingen konnte, weil sich die Wissenschaft sehr erfolgreich den Anschein gab, die Welt nur zu erleben und nicht in ihr sie verändernd auch noch zu handeln (Blumenberg 1966 und 1987; Luhmann 1990). Abgesehen davon, dass dieser Anschein immer schon trog, weil er darüber hinwegtäuscht, dass die Wissenschaft ihre Gegenstände empirisch herstellen muss, um sie erforschen zu können (Fleck 1980; Knorr-Cetina 1984; Latour 1999), ganz zu schweigen davon, dass die technische Umsetzung und Anwendung der so gewonnenen Erkenntnisse in den Bestand und in die Prozesse der Welt eingreift, steht jetzt darüber hinaus in Frage, ob die Wissenschaft ihre eigenen Operationen im Feld nicht ebenfalls ebenso kognitiv wie volitiv verstehen und beschreiben muss. Die Auswahl von Gegenstand, Theorie, Methode und Argument ist schlechterdings nur im Rahmen von Negationen anderer Möglichkeiten möglich, die diese Möglichkeiten mitimplizieren und Variationen daher in Reichweite rücken, die ohne die Beobachtung der Form der Selektion eines Gegenstands, einer Theorie, einer Methode und eines Arguments möglicherweise nicht in den Blick geraten wären.

Die Wissenschaft kommt, mit anderen Worten, nicht darum herum, einzugestehen und zu reflektieren, dass sie ihrerseits etwas will und dass die Wahrheit, die sie will, in jenem Sinne komplex ist, den sie auch ihrem Gegenstand zu unterstellen gelernt hat.

Wir müssen uns hier auf die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Diskussion nicht einlassen, in deren Rahmen ein volitives Wissenschaftskonzept möglicherweise zu diskutieren wäre. Wir halten die Beobachtung der Praxis der Wissenschaft für interessanter. Und wir beschränken uns hier zum Abschluss unserer Überlegungen zu einem soziologischen Verständnis von Negativsprachen auf einen einzigen, nämlich den technischen Aspekt von Wissenschaft.

Die Reflexion auf die Möglichkeiten eines Einbaus von Negativsprachen in das Selbstverständnis von Wissenschaft führt, so unser Eindruck, zu nichts Geringerem als der Würdigung eines Technikverständnisses, das Martin Heidegger unter dem Titel seiner Frage nach der Technik vorgeschlagen hat und das darauf hinausläuft, neben der "gefährlichen" Unterwerfung unter das Prinzip der Kausalität (gefährlich, weil dieses Prinzip die Selbstreferenz, die Rückkopplung und die Zirkularität nicht zu erfassen vermag), zu der die technische Haltung einlädt, auch den "künstlerischen" Aspekt der Technik zur Kenntnis zu nehmen, die es dem Menschen erlaubt, im Rahmen der Gegenstände, die er erschafft, sich, die Welt und seine Relation zur Welt zu verändern (Heidegger 1954).

Wissenschaft als Kunst *und* Technik, also als *téchne* im griechischen Sinne zu denken, führt dazu, sie selbst als Einheit der Differenz von Positiv- und Negativsprache zu denken. Der grandiose Versuch eindeutig zweiwertiger Positivsprachen erweist sich als ein Versuch, der die Resultate der wissenschaftlichen Forschung mit dem Prozess der wissenschaftlichen Forschung verwechselt. Dieser Prozess ist als ein objektiv, theoretisch, methodisch und argumentativ selektiver Prozess jedoch zwangsläufig mehrwertig, zwangsläufig reflexiv im Sinne der laufenden Verschaltung, Bestätigung und Umwertung von Rejektion und Akzeption, zwangsläufig ein mehr oder minder gelingender Versuch der Codierung eines Komplexes, an dem subjektive und objektive Zurechnungen nicht eindeutig unterschieden werden können, und zwangsläufig eingebettet in eine proemiale Relation, die Ordnung zum Austausch variabilisiert und Austausch zur Ordnung hierarchisiert.

Ethos und Ethik der Wissenschaft täten gut daran, die Einbettung explizit zweiwertiger Aussagen in mitlaufende implizit mehrwertige Aussagenkalküle präziser als bisher nicht nur zu reflektieren, sondern auch zur Überprüfung der eigenen Problemstellungen zu nutzen. Man käme damit zu einem ökologischen Verständnis von Wissenschaft (Bateson 2000b; Latour 2001 und 2007), das die Gesellschaft in der Form sowohl ihrer Wissenschaftsgläubigkeit als auch ihrer Wissenschaftskritik längst für selbstverständlich hält, obwohl der Wissenschaftsbetrieb es nach wie vor verweigert.

Das bedeutet jedoch, dass auch die Soziologie gut beraten wäre, wenn sie sich nach Paradigmen umschaute, die sie genauer als ihre Orientierung entweder an einer Philosophie fiktiv objektiver Naturwissenschaften oder an einer Politik der Kompensation sozialer Probleme über ihr tatsächliches Vorgehen informieren können. Niklas Luhmanns Verständnis von "soziologischer Aufklärung" bietet hierzu eine mögliche Vorlage, weil diese Aufklärung von einem Konzept der Komplexität ausgeht, das deren Reduktion als Voraussetzung ihrer Steigerung begreift (Luhmann 1970). Das aber heißt, dass jede Beschreibung einer sozialen

Größe  $a$ , genau das macht die "Inkongruenz" der gewählten Perspektive aus, nicht nur deren Komplexität, sondern auch die Komplexität ihres Kontextes, der Gesellschaft, nachweist.

Diesen Nachweis will die Soziologie. Er ist ihr Beitrag zur Konstitution von Gesellschaft. Er ist unentscheidbar sowohl das Element einer Positiv- wie einer Negativsprache. Positiv ist dieser Nachweis eine Aussage, negativ jedoch die Verweigerung jener Eindeutigkeit, auf die jede kommunikative Einheit zugleich hinaus will. Möglicherweise ist es an der Zeit, sich im Rahmen des formtheoretisch instruierten und kybernetisch kontrollierten Einbaus von mathematisch komplexen Variablen in die soziologische Theorie wieder bei jenem Paradigma rückzuversichern, das sich die Unterscheidung berechenbarer und unberechenbarer Komplexität auf die Fahnen geschrieben hat, einer Computerwissenschaft, die sich als computational complexity theory versteht (Arora/Barak 2009). Und umgekehrt ist zu fragen, wie es diese Computerwissenschaft mit der Negation hält, eingebettet in Argumente leerer Selbstreferenz und oszillierender Fremdreferenz.

Die Negativsprache, nach der wir hier gesucht haben, ist möglicherweise nichts anderes als eine Sprache, die in Negationen die Einheit der Differenz von leerer Selbstreferenz und oszillierender Fremdreferenz bewegt. Der nächste Schritt besteht darin, ein solches Konzept neben dem Lachen, der Buchführung und der Kunst an weiteren Gegenständen inklusive der Wissenschaft selber auszuprobieren.

#### Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970): *Ästhetische Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1973): *Negative Dialektik*, Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Agamben, Giorgio (2007): *Die Sprache und der Tod: Ein Seminar über den Ort der Negativität*, aus dem Italienischen von Andreas Hiepko, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Arora, Sanjeev, und Boaz Barak (2009): *Computational Complexity: A Modern Approach*, Cambridge: Cambridge UP.
- Ashby, W. Ross (1981): *Principles of Self-Organization*, in: ders., *Mechanisms of Intelligence: Ross Ashby's Writings on Cybernetics*, hrsg. Roger Conant, Seaside, Cal.: Intersystems, S. 51-74.
- Bachtin, Michail (1995): *Rabelais und seine Welt: Volkskultur als Gegenkultur*, dt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (1992): *The Writing of Accounting*, in: *Stanford Literature Review* 9, S. 157-178.
- Baecker, Dirk (1993a): *Die Schrift des Kapitals*, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), *Schrift*, München: Fink, S. 257-272.
- Baecker, Dirk (1993b): *Die Form des Unternehmens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (1996a): *Was leistet die Negation?* In: Friedrich Balke und Joseph Vogl (Hrsg.), *Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie*, München: Fink, S. 93-102.
- Baecker, Dirk (1996b): *Die Adresse der Kunst*, in: Jürgen Fohrmann und Harro Müller (Hrsg.), *Systemtheorie der Literatur*, München: Fink, S. 82-105.
- Baecker, Dirk (2000): *Der Ingenieur*, in: *Merkur* 54, Heft 11 (November), S. 1089-1101.
- Baecker, Dirk (2002): *Kommunikation im Medium der Information*, in: ders., *Wozu Systeme?* Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 111-125.
- Baecker, Dirk (2005): *Form und Formen der Kommunikation*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2007a): *Wirtschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Baecker, Dirk (2007b): *Wozu Gesellschaft?* Berlin: Kulturverlag Kadmos.

- Baecker, Dirk (2010a): Die Zumutung des Kapitalismus, in: Ursula Pasero, Karen van den Berg, Alihan Kabalak (Hrsg.), *Capitalism Revisited: Anmerkungen zur Zukunft des Kapitalismus*, Marburg: Metropolis, S. 39-48.
- Baecker, Dirk (2010b): System, in: Christian Bermes und Ulrich Dierse (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Philosophie des 20. Jahrhunderts*, Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 6, Hamburg: Meiner, S. 389-405.
- Baecker, Dirk (in Vorb.): Kalkül des Seins, in: Johannes Weiß und Gallina Tasheva (Hrsg.), *Die Philosophie Martin Heideggers in ihren sozialtheoretischen Bezügen* (<http://www.dirkbaecker.com/Sein.pdf>).
- Barel, Yves (1989): *Le paradoxe et le système, essai sur le fantastique social*, nouvelle édition augmentée, Grenoble: PUG.
- Bateson, Gregory (2000a): A Theory of Play and Fantasy, in: ders., *Steps to an Ecology of Mind*, Reprint Chicago: Chicago UP, S. 177-193.
- Bateson, Gregory (2000b): *Steps to an Ecology of Mind*, Reprint Chicago: Chicago UP.
- Blumenberg, Hans (1966): *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blumenberg, Hans (1987): *Das Lachen der Thrakerin: Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burke, Kenneth (1952/53): A Dramatistic View of the Origins of Language, in: *The Quarterly Journal of Speech* 38, S. 251-264, und 39, S. 446-460.
- Burke, Kenneth (1969): *A Grammar of Motives*, Reprint Berkeley: California UP.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York: Routledge.
- Chandler, Alfred D. (1977): *The Visible Hand: The Managerial Revolution in American Business*, Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Critchley, Simon (2002): *On Humour*, London: Routledge.
- Deleuze, Gilles (1993): *Logik des Sinns*, aus dem Französischen von Bernhard Dieckmann, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1970): Structure, Sign, and Play in the Discourse of the Human Sciences, in: Richard Macksey, Eugenio Donato (Hrsg.), *The Languages of Criticism and the Sciences of Man: The Structuralist Controversy*, Baltimore: The Johns Hopkins Press, 247-265.
- Derrida, Jacques (2004): *Signatur Ereignis Kontext*, in: ders., *Die différance*, ausgewählte Texte, hrsg. von Peter Engelmann, Stuttgart: Reclam, S. 68-109.
- de Saussure, Ferdinand (1972): *Cours de linguistique générale*, publié par Charles Bally et Albert Sechehaye, édition critique préparée par Tullio de Mauro, Paris: Payot.
- Elster, Jon (1985): *Aktive und passive Negation*, in: Paul Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit: Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*, 3. Aufl., München: Piper, S. 163-191.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frege, Gottlob (2003): *Logische Untersuchungen*, hrsg. und eingel. von Günter Patzig, 5. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Freud, Sigmund (1995): *Die Verneinung*, in: ders., *Das Ich und das Es: Metapsychologische Schriften*, Frankfurt am Main: Fischer Tb., S. 319-325.
- Goffman, Erving (1956): *Embarassement and Social Organization*, in: *American Journal of Sociology* 62, S. 264-271.
- Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*, Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Groys, Boris (1992): *Über das Neue: Versuch einer Kulturökonomie*, München: Hanser.
- Günther, Gotthard (1963): *Das Bewusstsein der Maschinen: Eine Metaphysik der Kybernetik*, Krefeld: agis.
- Günther, Gotthard (1979): *Cognition and Volition: A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity*, in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Bd. 2, Hamburg: Meiner, S. 203-240.
- Günther, Gotthard (1980a): *Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts*, in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Bd. 3, Hamburg: Meiner, S. 260-296.
- Günther, Gotthard (1980b): *Identität, Gegenidentität und Negativsprache*, in: *Hegel-Jahrbuch 1979*, Köln: Pahl-Rugenstein.
- Günther, Gotthard (2000): *Die amerikanische Apokalypse*, aus dem Nachlass hrsg. und eingel. von Klaus Klagenfurt, München: Profil.

- Gumperz, John (1982): *Discourse Strategies*, Cambridge: Cambridge UP.
- Havelock, Eric A. (1963): *Preface to Plato*, Oxford: Blackwell.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1975): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830), hg. von F. Nicolini und O. Pöggeler, 7., durchges. Aufl., erneut durchges. Nachdruck, Hamburg: Meiner.
- Heidegger, Martin (1954): *Die Frage nach der Technik*, in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen: Neske, S. 9-40.
- Heidegger, Martin (1959): *Zur Seinsfrage*, 2. Aufl., Frankfurt am Main: Klostermann.
- Heidegger, Martin (1972): *Sein und Zeit*, 12., unveränd. Aufl., Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1983): *Die Grundbegriffe der Metaphysik: Welt – Endlichkeit – Einsamkeit*, Frankfurt am Main: Klostermann.
- Helbig, Gerhard (1994): *Lexikon deutscher Partikeln*, 3., durchges. Aufl., Leipzig: Langenscheidt.
- Horkheimer, Max (1972): *Pessimismus heute*, in: ders., *Sozialphilosophische Studien: Aufsätze, Reden und Vorträge 1930-1972*, mit einem Anhang über Universität und Studium hrsg. von Werner Brede, S. 137-144.
- Kaehr, Rudolf (1993): *Disseminatorik: Zur Logik der "Second Order Cybernetics"*, in: Dirk Baecker (Hrsg.), *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 152-196.
- Kant, Immanuel (1964): *Über Pädagogik*, in: *Werke XII: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kant, Immanuel (1968): *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werke V*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Konersmann, Ralf (2008): *Kulturkritik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lacan, Jacques (1966): *Le stade du miroir comme formateur de la fonction du Je*, in: ders., *Écrits I*, Paris: Seuil, S. 89-97.
- Lakoff, George (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things: What Categories Reveal about the Mind*, Chicago: Chicago UP.
- Lakoff, George, und Rafael E. Nuñez (2000): *Where Mathematics Comes From: How the Embodied Mind Brings Mathematics into Being*, New York: Perseus.
- Latour, Bruno (1999): *Pandora's Hope: Essays on the Reality of Social Science Studies*, Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Latour, Bruno (2001): *Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie*, aus dem Französischen von Gustav Roßler. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löfgren, Lars (1987): *Autology*, in: Madan G. Singh (Hrsg.), *Systems & Control Encyclopedia: Theory, Technology, Applications*, Bd. 1, Oxford: Pergamon Pr., S. 326-333.
- Lotman, Jurij M. (2010): *Die Innenwelt des Denkens: Eine semiotische Theorie der Kultur*, aus dem Russischen von Gabriele Leupold und Olga Radetzkaja, hrsg. und mit einem Nachwort von Susi K. Frank, Cornelia Ruhe und Alexander Schmitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1970): *Soziologische Aufklärung*, in: ders., *Soziologische Aufklärung 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen: Westdeutscher Verl., S. 66-91.
- Luhmann, Niklas (1971): *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*, in: Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie: Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 25-100.
- Luhmann, Niklas (1975): *Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen*, in: Harald Weinrich (Hrsg.), *Positionen der Negativität, Poetik und Hermeneutik*, Bd. VI, München: Fink, S. 201-218.
- Luhmann, Niklas (1977) *Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*, Neuausgabe Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1980): *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9-71.

- Luhmann, Niklas (1986): Das Medium der Kunst, in: Delfin VII, S. 6-15 (wiederabgedruckt in: ders., Schriften zu Literatur und Kunst, hrsg. von Niels Werber, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008).
- Luhmann, Niklas (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1988b): Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie 17, S. 47-71.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992): Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1993): Die Paradoxie der Form, in: Dirk Baecker (Hrsg.), Kalkül der Form, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 197-212.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Kunst der Wirtschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1998): Die Kontrolle von Intransparenz, in: Heinrich W. Ahlemeyer und Roswita Königswieser (Hrsg.), Komplexität managen: Strategien, Konzepte und Fallbeispiele, Wiesbaden: Gabler, S. 51-76.
- Machiavelli, Niccolò (1978): Der Fürst, aus dem Italienischen von Rudolf Zorn, Stuttgart: Kröner.
- Macho, Thomas (2007): Über Askese, in: ders., Gert Mattenklott und Klaus R. Scherpe, Künste der Verneinung: Mosse Lectures 2006, Berlin: Humboldt-Universität, S. 9-36.
- Malinowski, Bronislaw (1921): The Primitive Economics of the Trobriand Islanders, in: The Economic Journal 31, S. 1-16.
- Malinowski, Bronislaw (1984): Argonauts of the Western Pacific: An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea, Reprint Prospect Heights, Ill: Waveland Pr.
- Maturana, Humberto R., und Francisco J. Varela (1987): Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, aus dem Spanischen von Kurt Ludewig, Bern: Scherz.
- Mauss, Marcel (1990): Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, aus dem Französischen von Henning Ritter, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Menke, Christoph (1991): Die Souveränität der Kunst: Ästhetische Erfahrungen nach Adorno und Derrida, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nahin, Paul J. (2007): An Imaginary Tale: The Story of  $\sqrt{-1}$ , Princeton, NJ: Princeton UP.
- Nietzsche, Friedrich (1964): Der Wille zur Macht: Versuch einer Umwertung aller Werte, ausgewählt und geordnet von Peter Gast unter Mitwirkung von Elisabeth Förster-Nietzsche, mit einem Nachwort von Alfred Baeumler, Stuttgart: Kröner.
- Oetzel, Klaus-Dieter (1978): Wertabstraktion und Erfahrung: Über das Problem einer historisch-materialistischen Erkenntniskritik, Frankfurt am Main: Campus.
- Padgett, John F. (1981): Hierarchy and Ecological Control in Federal Budgetary Decision-Making, in: American Journal of Sociology 87, S. 75-129.
- Pasero, Ursula, und Christine Weinbach (Hrsg.) (2003): Frauen, Männer, Gender Trouble: Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Platon (2000): Politeia, in: Sämtliche Werke. Übers. von Friedrich Schleiermacher, neu hrsg. von Ursula Wolf, Bd. 2, 2. Aufl., Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, 2000, S. 195-537.
- Roe, Emery M. (1988): Deconstructing Budgets, in: Diacritics 18, S. 61-68.
- Rotman, Brian (1987): Signifying Nothing: The Semiotics of Zero, New York: St. Martin's Press.
- Rousseau, Jean-Jacques (1983): Schriften zur Kulturkritik, eingel., übers. und hrsg. von Kurt Weigand, Hamburg: Meiner.
- Sartre, Jean-Paul (1991): Das Sein und das Nichts: Versuch einer phänomenologischen Ontologie, aus dem Französischen von Hans Schöneberg und Traugott König, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Schank, Roger, und Robert P. Abelson (1977): Scripts, Plans, Goals, and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures, Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Schelling, F. W. J. (1964): Über das Wesen der menschlichen Freiheit, Einleitung und Anmerkungen von Horst Fuhrmans, Stuttgart: Reclam.
- Shackle, G. L. S. (1979): Information, Formalism, and Choice, in: Mario J. Rizzo (Hrsg.), Time, Uncertainty, and Disequilibrium: Exploration of Austrian Themes, Lexington, Mass.: Lexington Books, S. 19-31.
- Shannon, Claude E., und Warren Weaver (1963): The Mathematical Theory of Communication, Reprint Urbana, Ill.: Illinois UP.
- Sohn-Rethel, Alfred (1972): Geistige und körperliche Arbeit: Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Sombart, Werner (1987): *Der moderne Kapitalismus: Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, 3 Bände, München: dtv.
- Spencer-Brown, George (2008): *Laws of Form*, 5., engl. Ausg., Lübeck: Bohmeier.
- Spengler, Oswald (1983): *Der Untergang des Abendlandes: Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 33. Aufl., 7. Aufl. der Taschenbuchausgabe, München: dtv.
- Spitz, René A. (1970): *Nein und Ja: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, 2. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stygermeer, Moth (1993): *Der Sport und seine Ethik: Zur Grundlegung einer Dogmatik des Sports*, Berlin: Tenea.
- Topchik, Gary S. (2001): *Managing Workplace Negativity*, New York: American Management Association.
- Turner, Denys (1995): *The Darkness of God: Negativity in Christian Mysticism*, Cambridge: Cambridge UP.
- Valéry, Paul (1957): *Lettre sur Mallarmé*, in: *Œuvres, édition établie et annotée par Jean Hytier*, vol. I, Paris: Gallimard, S. 633-643.
- Valéry, Paul (1973): *Cahiers, édition établie, présentée et annotée par Judith Robinson-Valéry*, 2 vols., Paris: Gallimard.
- Varga von Kibéd, Matthias (1990): *Aspekte der Negation in der buddhistischen und formalen Logik*, in: *Synthesis Philosophica* 10, S. 581-591.
- Varga von Kibéd, Matthias, und Insa Sparrer (2000): *Ganz im Gegenteil: Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen*, 2., korr. Aufl., Heidelberg: Carl Auer.
- von Foerster, Heinz (1993): *Kybernetik*, Berlin: Merve.
- Watzlawick, Paul (1983): *Anleitung zum Unglücklichsein*, München: Piper.
- Waugh, Linda R. (1982): *Marked and Unmarked: A Choice between Unequals in Semiotic Structure*, in: *Semiotica* 38, S. 299-318.
- Weinrich, Harald (Hrsg.) (1975): *Positionen der Negativität, Poetik und Hermeneutik*, Bd. VI, München: Fink.
- Winograd, Terry, und Fernando Flores (1989): *Erkenntnis Maschinen Verstehen: Zur Neugestaltung von Computersystemen*, aus dem Amerikanischen von Ludwig Voet, Berlin: Rotbuch.
- Wittgenstein, Ludwig (1963): *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Xenophon (1956): *Oikonomikos: Die Hauswirtschaftslehre*, in: *ders., Die sokratischen Schriften, übertragen und herausgegeben von Ernst Bux*, Stuttgart: Kröner, S. 235-302.